

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

22 (27.1.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Der Leidensweg Mozarts

Zum 175. Geburtstag am 27. Januar

Wie ein absolutistisches Zeitalter seine großen Söhne behandelte — Ein habgieriger Vater und ein roher Erzbischof

In den Jahrhunderten, die unsere abendländische Kultur umfassen, sind die Genies vom Range Mozarts an einer Hand aufzuzählen. Und doch sind nur wenige Menschen in einem so kurzen Leben so unglücklich und verfolgt dahingegangen wie Mozart. Hatte ihn das Schicksal mit den glänzendsten Gaben, die es überhört zu verschicken hatte, in einem so überreichen Maße ausgestattet, so hat es das Leben selbst mit ihm umso schlechter gemeint. Er dessen sonniges Temperament, dessen glühendes Herz und dessen ehle Bestimmung angeht, waren, ein Glanzleben ohne Gleichen zu führen, sollte von frühester Kindheit bis zu seinem Tode als Säugling von noch nicht 36 Jahren gehet und zermartert wie ein verfolgtes Edelwild durch ein kümmerliches, entbehrungsreiches Leben gejagt werden.

Leopold Mozart, salzburgischer Erzbischoflicher Hofmusikus, Hofkomponist und Vice-Kapellmeister, ein trefflicher Geiger und Violinist, einer zu seiner Zeit sehr geschätzten Violin-Schule, wird am meisten als der fürsorgliche, um das Wohl seiner Kinder stets hochbedachte Mann geschildert. Freilich für Kinderlektüre und Lehrbücher wird ein solcher Fall von väterlicher Obhut und kindlicher Dankeschuldigkeit gern gebraucht. Aber wenn wir genauer hinschauen, stimmt doch nicht alles, und der bessere Himmel, unter dem man sich im allgemeinen, den wohlfröhlichen, liebevollbetenden, jungen Mozart vorstellt, ist gar zu oft von schwarzen Gewitterwolken umhangen.

Gewiß, es ist das Verdienst des eifrigen Vaters, das Genie des Sohnes frühzeitig in der Wiege sofort erkannt zu haben, sowie er das große Musiktalent der um fünf Jahre älteren „Kammerl“ von frühester Kindheit an zu pflegen wußte. Aber dieser fürsorgliche Vater war doch allzu geschäftig hinter der materiellen Auswertung seiner Kinder her und die arme, fränkliche Konstitution des schwächlichen Knaben, die Ruhe und Schonung bitter nötig gehabt hätte, überließ er darüber ganz. Den siebenjährigen schenkt der Vater von Hof zu Hof, nach München, Wien, Mainz, Frankfurt, Paris, und London, wo er immersu angestrengt spielen, komponieren und rauschende Feste mitmachen muß.

Suweilen will das Kind auch sein Recht auf Kindheit und Ruhe geltend machen. Gleich heißt es: „Was für Mittel habe ich daran gewandt, dich auszubilden, ich habe mich in Schulden gefürzt, um deinen Ruhm zu begründen. — Hätte dieser famose Vater lieber weniger Pomp mit seinem „Wunderkinde“ gemacht, hätte es sich in aller Ruhe entwickeln und kräftigen lassen, er hätte der Nachwelt einen größeren Gesellen getan und dem armen Kinde mehr vom Leben gegeben.“

Alle Triumphzüge durch Europa hatten denn auch tiefe Schattenseiten. Ertrug er in Mailand, Bologna, Rom und Neapel auch Lorbeeren und Auszeichnungen aller Art, so intrigierten in München und Wien Musiker, Sänger und Theaterdirektoren schon gegen das Kind. Die Intrige spielte überhaupt in Mozarts Leben eine bedeutende Rolle.

Ein weiterer Trostpunkt und Büffel ist aber der Erzbischof Hieronymus von Salzburg für Mozart gewesen. Er war hart, erbarmungslos, selbsttätig und erbärmlich eitel. Viele bittere Stunden hat ihm Mozart zu „verdanken“, bis er sich endlich seiner menschlichen Würde bewußt wird und aus dem Dienste des Intranten ausscheidet. Zum Dank aber erhält er noch einen Fußtritt vom erzbischoflichen Kammerherrn, der ein würdiger Diener seines rohen Herrn war. Danach aber will ihn der Vater zwingen, wieder um das erzbischofliche Brot zu betteln. Der sonst so ergeben gehorsame Sohn häutet sich dagegen auf, es gibt Auftritte und unerquidliche Szenen, die den Arbeitsmut und die Lebenslust Mozarts nicht gerade heben. Schon einmal hat er den Vater als strengen Despoten im Nacken gespürt, als er sich auf einer Konzertreise nach Paris in Mannheim bei Aloisia Weber — der Schwester seiner späteren Gattin Konstanze — ein

wenig ausruhen wollte. Der Sohn sollte immer Arbeiter, immer Schöpfer und Virtuose, nie auch nur ein Weißer Mensch sein dürfen.

Es kann das Tragische im Leben dieses größten Musikgenies aller Zeiten genannt werden, daß der Mensch Mozart es im ganzen Leben zu nichts brachte. So sehr er bemüht war, eine feste Anstellung zu erlangen, die ihm neben der geforderten Arbeit Zeit und Ruhe gelassen hätte, ist ihm das im ganzen Leben nie gelang. Es muß bedacht werden, daß zu diesen Zeiten ein gesetzlicher Schutz geistigen Eigentums nicht bestanden hat. Der Künstler war immer nur auf Aufträge von Mäzen und Theaterunternehmern angewiesen. Am Erfolge des Wertes hatte der Schöpfer keinen Anteil mehr. Dazu kam Mozarts geradezu kindliche Gutmütigkeit und Ahnungslosigkeit dem Leben gegenüber. Aus dem später unerlöschlichen Füllhorn seiner Kunst floßen die Reichümer der herrlichsten Werte aber sie in bare Münze umzusetzen, darauf hat sich der Meister nie verstanden. Ein Schicksal, das seinem Nachfahren und Kreis am Einfalligen Franz Schubert das Leben ebenso zur Pein machte.



Das Sonderbare aber bleibt, daß Mozart von seinen ersten Anfängen an herfür und geht und es trotzdem zu nichts brachte. Wohl besaß er einen Ehrenlohn von 800 Gulden als „Kammermusikus“, aber mit Stundengeben, das ihm überdies begehrterweise verbot, war, mit gelegentlichen Bestellungen von Quartetten, Sonaten, Messen oder anderen Werken kam nicht das heraus, was nötig war, um sich und die Familie zu ernähren. Dazu war Mozart in der Wahl seiner Gattin nicht eben glücklich gewesen. Konstanze, die aus recht unangeordneten häuslichen Verhältnissen kam, hatte selbst keine Übung von einem wirtschaftlichen Haushalte. Sie brauchte viel und bestimmte sich nicht gerade sehr, wobei ihr geplagter Gatte das Geld nahm. Trotzdem war die Ehe, wenigstens von Mozarts Seite eine durchaus glück-

liche, wenn er seiner Konstanze auch zuweilen einige Kleinigkeiten zu beichten hatte.

Neben seinen zahllosen Symphonien, Kammermusikwerken, Konzerten und Messen lagen ihm die Opern am meisten auf dem Herzen. Hatte er doch schon mit elf Jahren Erfolge mit dieser Kunstform erzielt. Aber erst in den letzten Lebensjahren durfte er seine großen Opern schaffen: „Die Entführung aus dem Serail“, „Figaros Hochzeit“, „Don Juan“, „Così fan tutte“, und „Die Zauberflöte“, wozu letztere es ein Jahr nach des Meisters Tode in Wien auf 200 Aufführungen brachte. Zwei große Symphonien schrieb Mozart noch in dieser Zeit, eine Anzahl von Quartetten, die der König von Preußen bestellt hatte und das berühmte Requiem, das seine eigene Totenmesse werden sollte. Doch er kam nur bis zum Lactimosa, dann nahm der Tod das von ihm, das so vielen Qualen und Leiden ausgesetzt war. Am 5. Dezember 1791 starb er, noch nicht 36 Jahre alt. Am 6. Dezember wurde die Leiche in ein Massengrab dritter Klasse gelegt, denn Mozart hatte nichts als 3000 Gulden Schulden hinterlassen. Und die gemäßigtesten Werte der ganzen Geschichte der Musik.

Herbert Corvin.

Der neue Film

Die Regie macht den Film

Der Gewinn der Woche: Die Reportage von Boris Flug zum Südpol. Ohne die Wichtigkeit von Expeditionsfilmen, die sich schmeicheln mit einer „Spielhandlung“, mit für die Kamera geeigneten Bildern, mit dem unerlässlichen Gequatsche des sprechenden Mundes und hier die Ereignisse zweier Jahre zusammengeknüpft, die Fahrt der „City of New York“, die Wunder der Polarregion, die Höhe des Lagers, die arabischen Eisgebirge, die riesigen flackende Tierwelt und die Ueberlieferung des Poles. Von der Welt und Vater breiten diesen Film. In der ersten Frage, mit der sie die Zuschauer bringen, liegt der Erfolg jedes Filmes: mittelmäßig. Das kann man von den übrigen Premieren weiß Gott nicht sagen. Die allgemeine Einfachheit und Klarheit verleiht sich immer wieder unter historischem Kostüm. Man flüchtet in die „dankbare Zeit“, weil man weiß, das erregt nirgends Anstoß, und mir in der geschichtliche Schönfärberei einige Fälle, die aktuell sein sollen. Seitdem der Tonfilm grassiert, nimmt man die willkommene Gelegenheit wahr, an Stellen, wo es partout nicht weitergeht, einfach einzufahren. Zur „Marquise von Pompadour“ wurden gar drei Schlagschlagkomponisten bemüht, und nicht die schlechteste, Nelson, Künneke und Stolz. Aber der Film glänzt auch mit Witz, fast, wo man Einfachheit erwarten dürfte — bald gibt er sich als Postle, bald als Operette. So kommt es, daß der die Geronne Ludwig XV. die Lader hinter sich hat, weil er die monotonen Aufschreibungen bis zur Unkenntlichkeit parodiert, während man mit der diversen Liebhabern, Liebhaberinnen — an deren Spitze die Marquise von Pompadour — nicht viel anfangen weiß. Das einzige Stabile an Willy Wolffs Regie ist die Isopieltigkeit, nämlich die Lokalisation. Da merkt man, was für ein Kerl Joe Man ist. Er hat zum erstenmal einen Tonfilm inszeniert und „Ihren Majestät die Liebe“ ist im Manuskript gewiß eine unbedeutende Kapazität, aber er hat den Blick für das Bildhafte, die parlanten Dialoge, die Schlagschlag können wie eine Pointe die Szene, aus den Szenen, in Saffell, Lederer, Robertis, Wallburg macht er ein Ensemble, das nicht nur die Zuschauer, sondern auch die Regie, nicht weniger als die gute Operette. Uebrigens lag Joe Man früher diese fast pariserische Leichtigkeit des Geistes nicht, er kommt vom großen Drama, genau wie sein Kollege Gerhard Lamprecht, einst ein fähiger Dramatiker. Der Komödiant, den er in „Zweiter Akt Moral“ zum erstenmal anhängt, scheint ihm nicht zu liegen, dafür ist er zu schwer, grünlich, so problematisch. Allerdings kam ihm das Manuskript nach Bruno Franks „Perlenkornblume“ (dessen Autor wahrlich nicht Franz selber ist) nicht sehr entgegen. Es bewegt sich in der Richtung der Sprechbühne, daß von den allfälligen Eiferuchsexperimenten nicht viel übrig bleibt. Arber, Wagner und Ida Wajst vermehren etwas Humor in die Sache zu bringen. An Humor ist der „Schwanz der Bibber“, jener unverwundliche Theaterkomiker, gewiß nicht arm, er besteht auch, trotz der etwas verstaubten Siedermeister, im Film. Aber gewonnen ist dabei nichts. Paul Denckels (in einem Rolle) macht am Ende aus dem Parabelhauf, der in der Technik ist, leicht und das Manuskript hält sich entweder an die Bühnenvorlage oder ist dünner als die Luft. Und das Theaterstück zu plagieren, sollte sich der Film endlich abgewöhnen.

Die goldene Galeere

Ein Roman aus der Filmindustrie

Von Fritz Rosenfeld.

Copyright 1930 by E. Laubische Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30.

(Nachdruck verboten.)
Neben Prager stand die Bina, im Kleid ihrer Rolle, geschnitten, gar nicht so jugendlich und schön wie auf den Photos, die durch die illustrierten Zeitungen gingen, gar nicht so lieblich, wie sie angeblich in der Phantasie der Männerwelt mehrerer Erdteile herzerweichend durch dieses Tal der Tränen schritt. Nervös wippte ihr Fuß, ihre Mundwinkel spielten, sie ließ keinen Blick von Edrid, immer deutlicher, immer abichtlicher zeigte sie ihre Ungeduld, und als die Aufnahme unterbrochen wurde, weil der Apparat näher an den Tisch herangebracht werden sollte, machte sie endlich ihrem Unwillen Luft. Wann denn endlich diese vollkommen überflüssige Szene zu Ende sei, und wann sie daran komme, und wer ihr denn zumute, ihre wertvolle Zeit zu verträdeln, weil der Herr Regisseur von seinem neuesten Liebling nicht aena Großaufnahmen machen könne? Sie werde das Atelier verlassen, wenn nicht sofort ihre Szenen gedreht würden, und überhaupt hätte die Szene nicht so lang zu sein, wen interessiere denn schon dieses unbegabte Fräulein, das da wie eine Hochheile sich benehme, ohne Sturm und ohne Talent. Das ganze Atelier ließ die Arbeit stehen, alle liefen herbei, um den Tobsuchtsanfall der eifersüchtigen „Naiden“ mitanzusehen. Neben dem Skatisten im Frack stand der Beleuchter in seinem Arbeitskleid, mit schwarzen Händen, neben dem fremden, ordensgeschmückten Miktilarattage, der im Nachtstol des Nebenalters verkehrte, stand die bedubigte Garderobierin der Bina, an die Ausbrüche ihrer Betrin gewöhnt, ihren Ablauf ruhig und gefast abwartend. Hätte man diese Szene gedreht, sie wäre sicher bewegter und interessanter gewesen als die gekrampten lustlosen Lustspiele und die tränenlösenden Sittendramen, die unter Mandelbergs geistiger Leitung zum Wohle seines Bankkontos und zum Leidwesen des Publikums ansonsten herbeifertigt wurden.

Nur die beiden Hauptfiguren, Prager, der direkte, und Edrid, der indirekte Anlag und Zielpunkt des Temperamentskampfes, verbleiben sich, als ange dies alles sie nichts an. Ein Zwangswinken des Regisseurs jault Edrid, daß sie Anitas Anfall

nicht beachten solle; Prager selbst ging in den kleinen Kreis, den die Neugierigen um die Bina noch freigelassen hatten, auf und ab, so etwa wie man in einer engen Gebirgshütte auf und ab geht, um das Ende eines Gewitters abzuwarten, das einen unterwegs überfallen hat. Es fehlte nicht viel, und Prager hätte sich die Ohren ausgehakt, aber dieses Maß an Mißachtung war der Geliebten des Geldgebers gegenüber doch nicht rasam. So mußte der Kassenbruch schon fort dauern, bis die Massen des göttlichen Jorns erschöpft waren; und das währte seine Zeit.

Als die Bina einen Weinkampf samt Ohnmacht markiert und gedroht hatte, sofort Mandelberg herbeizurufen und tatsächlich in der Telefonzelle verschwand, gab Prager ruhig den Auftrag, die Apparate in die neue Stellung zu bringen und die Aufnahme fortzusetzen. Zu Edrid wendete er mit einer sanften Güte in der Stimme, die sie an ihm gar nicht kannte: „Wenn Sie mir für das, was ich heute für Sie tue, danken wollen, dann machen Sie es später einmal, wenn Sie herkömmlich sind, nicht wie die Bina.“

Der nächste Tag war Sonntag und aufnahmefrei. Ein großer Ballsaal wurde errichtet, der fast das ganze Atelier einnahm. Mandelberg hatte Prager in sein Büro gebeten und ihm die Beschwerte Anitas unterbreitet. Er nahm sie nicht sehr ernst, es war nicht der erste derartige Fall, er wollte aber seine Ruhe haben und verfuhr deshalb Prager zu bewegen, sich bei Anita zu entschuldigen.

„Ich habe nur meine Pflicht getan“, lautete Prager. „Ich habe eine im Drehbuch vorgeschriebene Szene so gedreht, wie es vorgelesen war. Ich habe nicht mehr Zeit dazu gebraucht als jeder andere Regisseur an meiner Stelle gedreht hätte. Nun soll ich mich entschuldigen, weil das hübsche Gesicht einer begabten Anfängerin den allerhöchsten Unwillen der Bina erregte?“ Mandelberg beschwichtigte ihn. Er hatte das verlässliche Zubehörmittel für Prager, den Löffel und die Zigarrenschachtel, warf eisenhändig Pragers halb abgebrannte, erkoltete Zigarre in den Aschensbecher, schnitt die Spitze einer neuen ab und hielt Prager ein brennendes Bündel hin. „Sie wissen doch, wie die Dinge liegen“, begann Mandelberg mit abgemessener Stimme, wie einer, der ein unangenehmes Gespräch zu machen hat. „Ich brauche Ihnen doch nichts vorzumachen. Sie wissen, wie ich Sie schätze. Sie sind natürlich im Recht, daran ist nicht zu zweifeln. Wenn Sie sich aber nicht entschuldigen, kommt die Bina morgen nicht ins Atelier, und wir sitzen in der

Kemne. Außerdem habe ich vierzehn Tage die Bälle, hier und zu Hause. Rufen Sie sie an. Telefonisch macht sich so etwas leichter. Sagen Sie ihr ein paar nette Worte, und alles ist wieder in schönster Ordnung.“

Prager sah auf seine Zigarre, wie gut, für solche Szenen hatte Mandelberg, eine besondere Marke auf Lager, tranf Prager den Löffel, klopfte mit einem Blick des Mittels Mandelberg auf den Arm, nahm den Telefonhörer, Mandelberg stellte ihm die Szene mer. Eine gewisse schillernde Stimme klang ihm vom anderen Ende des Drahtes entgegen, aber er setzte eine fremdsprachige Miene auf, ihm doch den gefälligen Besatz nicht nachzutragen, es war nicht so gemeint, die Herren seien durchgegangen, was er eben. Als das Gespräch beendet war, ging er, ohne Mandelberg zu grüßen, und murmelte in der Tür ein paar Worte vor sich hin, die Mandelberg nicht deutlich hörte, die aber ganz klaren Mut Teufel.

Zwischen Edrid und Ulfar lag in diesen Tagen eine Spannung ein Unausgesprochenes, Ungreifbares, Trennendes, über das nicht hinwegkommen konnten, und das sie auch nicht zu überwinden wagten. Edrid wußte, wie eifersüchtig Ulfar auf ihre Erfolge war. Er hatte es sich so schon ausgedacht, daß sie schrittweise nach einander gingen, nun führte ihr Weg schneller, und sie ließ ihm ein großes Hindernis hinter sich zurück. Das konnte er nicht ertragen, er verzögerte ihn, das brachte ihm dazu, ihre Arbeit zu vertiefen. Sie überhörte die böhmischen Worte, sprach ihm Mut zu und ihm werde sich das Tor einst öffnen, hinter dem seine Zukunft lag. Da schalt er sie wieder wenn ihrer großen Worte, daß er in den Dialogen der Lustspielkünstler denn jetzt diesen Ton zeigte, fuhr fort, aber ob sie große pathetische Dier spielte, ihr Teufel sei ja so vielseitig. Da blieb ihr nichts übrig als zu schweigen. Sein Jörn verlor das, und dann tat er immer, als würde er nichts vorgefallen. Das war seine Art: sich in den Kummer nicht bis sie lächerlich wurde und man sie mit einer Handbewegung einem Lächeln beiseite schob.

Mandelberg hatte noch nichts von sich hören lassen, auch Dramaturg nicht. Edrid wachte nicht, nach dem Schicksal Manuskriptes zu forschen, Ulfar wollte die „Protektion“ nicht, er sagte: So erzählte sie nur, was bei den Unangenehmkeiten Theater vorgefallen, den keinen Trost und die zu großen Gelegenheiten aufgeschobenen Zwischenfälle, die ihr Dasein das ihrer Kollegen ausfüllte.

(Fortsetzung folgt.)